

Bernd Jaspert
Alles wird gut

Bernd Jaspert

Alles wird gut
Ausblicke

Verlag Traugott Bautz GmbH
Nordhausen 2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet unter <<http://www.dnb.de>> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
Nordhausen 2016
ISBN 978-3-95948-120-5

Inhalt

Denke ich zurück	5
Humor	17
Alles wird gut	19
Bequem	22
Zumutungen	23
Nur ein Gast	25
Geduld	35
Alles	37
Gut	38
Enttäuschungen	41
Gelassen sein	43

Zeit	46
Kreuz und Krone	49
Jenseits	57
Liebe	60
Glück	67
Freiheit	70
Hoffnung	73
Ausblicke	77
Register	78

Denke ich zurück

Denke ich zurück, dann war mein Leben ein einziges Auf und Ab.

Viele Glücksmomente wechselten sich ab mit vielen Pechmomenten.

Die Pechmomente waren oft bestimmt von Schmerzen.

Es waren Schmerzen ganz verschiedener Art. Schmerzen, die kurz, Schmerzen, die lang dauerten.

Welche ich lieber mochte, die kurzen oder die langen, weiß ich nicht. Ich weiß nur: Ich mag keine Schmerzen, seien sie kurz oder lang.

Schmerzen sind nie schön. Sie quälen einen nur.

Ich weiß: Sie auszuhalten, gehört zum Leben.

Vielleicht schrieb Heinrich Seuse deshalb: Ein Mensch, der nicht gelitten hat, was weiß der?“¹

¹ H. Seuse, Büchlein der Ewigen Weisheit, in: *ders./J. Tauler, Mystische Schriften. Werkauswahl v. W. Zeller. Hg. v. B. Jaspert* (DGR 74), München 1988 (²1993), 115; vgl. B.

Schmerzen können stechend sein und sie können ziehend sein.

Weder die einen noch die anderen mag ich. Sie sind alle nervenzermürend.

Die Nerven brauche ich aber, um leben zu können. Das geht allen Menschen so.

Das wissen die Ärzte auch, und deshalb gibt es, wenn ich es recht sehe, immer mehr Neurologen. Sie kennen sich aus mit den Nerven. Sie sollten es zumindest.

Ich habe erst einen Neurochirurgen kennen gelernt, der Bescheid wusste und mir half. Das heißt nicht, dass die anderen schlecht sind. Das heißt nur: Er wusste mir zu helfen.

Und das ist viel. Denn manchmal sind die Ärzte so ratlos wie man selber. Sie helfen nicht oder sie können es nicht. Sie „doktern herum“, wie man so schön sagt. Und das hilft einem nicht weiter. Es bringt höchstens anderen Ärzten, zu denen man überwiesen wird, so genannten Fachleuten, ein gutes Einkommen.

Jaspert, Leid und Trost bei Heinrich Seuse und Dag Hammarskjöld (1992), in: *ders.*, Theologie und Geschichte. Ges. Aufsätze, Bd. 2 (EHS.T 476), Frankfurt a. M. 1994, 181-219.

Aber es gibt glücklicherweise nicht nur medizinische Pechmomente im Leben. Es gibt auch andere, zum Beispiel berufliche oder ganz persönliche.

Zu den beruflichen zähle ich die Augenblicke, in denen alles schiefging, was den Beruf betraf.

Gottseidank ist das selten. Aber es kommt vor. Und dann ist man k. o.

Zu den persönlichen Pechmomenten zähle ich beispielsweise das Misslingen eines bestimmten Vorhabens.

Das Auf und Ab meines Leben bestand aber nicht nur aus Pech- und Glücksmomenten mit Schmerzen und ohne sie. Es bestand auch aus Gelingen und Scheitern.

Das begann schon in der Schule: einmal sitzen geblieben, mehrfach von einem „schlau“ Lehrer gehört: „Aus Dir wird nie etwas!“ Gemeint hatte er wohl einen erfolgreichen Typ.

Damit hatte er recht behalten. Aber niederschmetternd war seine Prognose doch.

Dann er selbst dann an seiner Kettenrauchererei, die er nicht in den Griff bekam, zu-

grunde gegangen ist, sei nur nebenbei bemerkt. Und dass er mit seiner Frau und seiner Tochter kein Glück hatte, auch.

Aber neben den Negativerlebnissen gab es auch manche Positiverlebnisse in der Schule.

Dazu rechne ich das Lob, das Lehrer und Lehrerinnen zuweilen austeilten. Das tat gut.

Etwa nach einer gelungenen Klassenarbeit oder nach einer guten Theaterstückauf-führung oder bei der Rückgabe meiner kunstgeschichtlichen Jahresarbeit, die der Kunsterzieher wie der Gymnasiums-direktor trotz des Neides mancher anderer „Pauker“ gut fanden.

Rechne ich sie auf, dann halten sich die Negativ- und die Positiverlebnisse in der Schule etwa die Waage.

Später erlebte ich beide auch während des Studiums und vor allem in meinen beiden Ehen.

In der ersten Ehe mit einer herrschsüchtigen Frau überwogen die Negativerlebnisse. In der zweiten mit einer liebevollen,

durch verschiedene Krankheiten geplagten Frau dominierten die Positiverlebnisse.

Auch in dem Beruf, den ich über 30 Jahre ausübte, dem Pfarrberuf, überwogen - bei allem Schweren, besonders mit den Kirchenvorständen und den Konfirmanden - die Positiverlebnisse.

Dazu trugen hauptsächlich die Gottesdienste und Andachten bei, in denen ich nicht nur mein Wissen entfalten, sondern auch meine Gefühle zeigen konnte.

Und vor allem die Gespräche mit ganz unterschiedlichen Menschen. Aus diesen Gesprächen, besonders wenn sie seelsorgerlich schwer waren wie zum Beispiel bei der Überbringung einer Todesnachricht von einem bei einem Unfall verstorbenen jungen Menschen, habe ich viel gelernt.

Speziell, dass man nie aufgeben darf und die Hoffnung auf eine bessere Zeit nicht verlieren soll, solange man lebt.

Denke ich zurück, fallen mir außer bestimmten Momenten und Erlebnissen Menschen ein.

Manchen wie zum Beispiel einem Pfarrer in Meisenheim, einem Theologieprofessor

in Marburg, einem Dekan in Cölbe oder meiner zweiten Ehefrau verdanke ich viel, anderen wenig. Gemeint ist natürlich: für mein Leben und wie ich es führe.

Alles in allem sind es so viele Menschen, dass ich sie nicht alle nennen kann: Menschen aller Altersstufen, verschiedener Herkunft und Hautfarbe, mit unterschiedlichen Berufen; Akademiker und Nichtakademiker; Große und Kleine, also Erwachsene und Junge. Vor allem viele Freunde und Freundinnen. Menschen nah und fern.

Ich sehe ihre Gesichter vor meinem geistigen Auge. Ich rieche ihren Geruch. Ich spüre ihren Atem. Ich habe ihre Kleidung in Erinnerung. Ich kenne ihre Eigenarten und weiß ihre Wege.

Sie sind ein Schatz für mein Leben. Sie sind nicht wegzudenken: aus meiner Erinnerung nicht, aus meinem Leben nicht.

Ich möchte sie nicht missen: nicht ihre Worte und Ansichten, nicht ihre Wohnungen, nicht ihre Art.

Denke ich zurück, denke ich an sie. Teil meines Lebens sind sie geworden und gewesen und das sollen sie bleiben, solange ich lebe.

Denke ich zurück, denke ich auch an Musik, Bücher und Bilder.

Musik gab es schon in meinem Elternhaus, meistens Klaviermusik, die sehr selten mein Vater, häufig meine Schwester machte.

Selbst spielen - das war das Höchste. Und so musste ich auch Klavierspielen lernen. Das war mit sechs Jahren.

Ich tat es zum Entsetzen meiner Schwester und meiner Eltern nicht gerne.

Gelesen in unserer Familie hat nur meine Mutter, jedenfalls soweit ich mich erinnern kann.

Meinen Vater oder meine Schwester habe ich nie ein Buch lesen sehen. Die Zeitungslektüre war jedoch täglich die Angelegenheit meines Vaters, und zwar kurz vor dem Mittagsschlaf.

Meine Mutter mochte Biographien „großer Menschen“. Wer zu dieser Kategorie gehörte, bestimmte allerdings sie selbst.

Es konnten Adelige sein, genauso wie Schauspieler oder Schauspielerinnen, Sänger oder Sängerinnen, Künstler eben. Nur Maler oder Malerinnen schien sie nicht zu mögen.

Das hing vielleicht damit zusammen, dass einer ihrer Onkel Maler war, ein „verkommenes Subjekt“ beziehungsweise eine „verkrachte Existenz“, wie sie ihn nannte. Trotzdem hatte sie, voller Stolz auf seine Bilder, einige von ihnen in unserer Wohnung an die Wand gehängt.

Als ich selbst anfang zu zeichnen und zu malen, sagte mir mein Vater: „Denk dran, das ist ein brotloser Beruf!“

Und um mich vom Theologiestudium abzuhalten, sagte er, der höchst selten zur Kirche ging: „Die Pfarrer sind alle Schauspieler.“

Die Bücher, die ich als Kind las, habe ich vergessen. Ich weiß nur noch, dass mir mein Opa väterlicherseits, wenn ich krank war, Märchen der Gebrüder Grimm oder von Andersen vorlas. Darüber vergaß ich dann meistens die Krankheit und die Schmerzen.

Diese Lektüre, auch wenn ich sie nur hörte statt selbst zu lesen, tat also gut.

Als Schüler suchte ich mir meine Lektüre selbst aus. Dass dabei mein Geschmack (das, was mir guttat) nicht immer der meiner Eltern war, stellte sich bald heraus.

Besonders meine Neigung, Belletristik aus verschiedenen Gegenden, Sprachen und Jahrhunderten zu konsumieren, mochten sie ebenso wenig wie meine Lust auf Historisches.

Als ich schließlich Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist, Storm, Rilke, Thomas Mann, Hesse und Dostojewskij als die ansah, die man unbedingt gelesen haben musste, und als ich dann noch Whitman, de Balzac, Rimbaud, Gide, Sartre, Camus, Wilder, Hemingway, Borchert, Böll und Lenz gut fand, war ihr Verständnis für meine Lektüre erledigt. Sie wollten nicht glauben, dass ich mich „mit solchen Typen“ abgab.

Auch nicht, dass und wie ich nebeneinander unter den Malern Michelangelo, da Vinci, Rembrandt, Hals, Leibl, Monet, Matisse, Munch, Kokoschka, Barlach, Marc,

Kirchner, Picasso und andere moderne Künstler gut fand.

Auch nicht, dass ich die Musik von Schütz, Pachelbel und Bach ebenso genoss wie die Klänge von Vivaldi, Händel, Mozart, van Beethoven, Schubert oder Chopin, Grieg, Rachmaninov und Ravel.

Denke ich zurück, denke ich auch an diese Künstler.

Das Denken enthält dabei immer auch ein Gefühl. Es ist das Gefühl des Guten, der Geborgenheit. Kein Gefühl des Entsetzlichen, der Verlorenheit.

So macht mir das Zurückdenken Freude, enthält es doch so viel, was mein Leben bestimmte: im Guten wie im Bösen.

Dass es beides in meinem Leben gab, bestreite ich nicht. Aber das Gute überwog.

Das sage ich, ohne die Vergangenheit zu verklären.

Der Satz gilt für mein ganzes Leben, für alle seine Facetten.

Humor

„Humor ist, wenn man trotzdem lacht.“

Dieser Ausspruch des in Schlesien geborenen und in Sachsen aufgewachsenen Journalisten und Schriftstellers Otto Julius Bierbaum (1865-1910), wenige Monate vor seinem Tod seinem Bestseller-Reisetagebuch „Yankeedoodle-Fahrt“ als Motto mitgegeben, trifft heute noch zu.

Für das „trotzdem“ gibt es viele Gelegenheiten. Bei jedem Menschen.

Bei mir waren es meistens schwer erträgliche Augenblicke - zu Hause, in der Schule, im Beruf, in der Ehe, im Krankenhaus, beim Älterwerden.

Immer war es das Zusammensein mit anderen Menschen, das mir dieses „trotzdem“ bescherte. Das heißt also: Andere konnten mir die schönen Momente in meinem Leben versauen. Dann galt es, den Humor nicht zu verlieren, trotzdem zu lachen. Sich auf diese Weise die Freude am Leben zu erhalten.

Die Feuchtigkeit, die der Körper dabei freisetzt, ist noch in der alten Redewendung enthalten: Er/sie sprüht vor Lachen. Die

Glückshormone sprudeln dann nur so aus einem heraus. Sie überdecken das Traurige oder Schreckliche des Augenblicks.

Deshalb hatten die Alten recht, wenn sie meinten, Lachen mache gesund. Es gehört zumindest als Therapie in die schweren Stunden des Lebens.

Der Humor hilft einem mehr im Leben, als man denkt. Ja, er gehört dazu. Sonst könnte man gar nicht leben in dieser Welt, in der es so viel Schreckliches gibt.

Es könnte einem angst und bange werden, gäbe es den Humor nicht, der einem hilft.

Insofern hat Gott es gut eingerichtet, dass ich Witze mag und sie kurz, nachdem ich sie gehört oder gelesen habe, wieder vergesse, so dass ihr nochmaliges Hören oder Lesen mir wie völlig neu vorkommt.

So beschert mir meine große Witze-Sammlung immer wieder neue Stunden des Humors, Stunden der Freude eben.

Alles wird gut

Eine Nachrichtensprecherin im Fernsehen beendete jahrelang ihre - oft nicht gerade erfreulichen - Mitteilungen mit dem Satz: „Alles wird gut.“

Wer das hofft, ist auf der sicheren Seite.

Sollte man meinen. Die Wirklichkeit ist aber anders.

Nicht immer wird alles gut. Das trifft nicht nur für Afghanistan zu. Da hatte Margot Käßmann recht. Das gilt auch für viele andere Landschaften und Orte, für viele Menschen und ihr Schicksal.

Ich denke dabei nicht nur an die Millionen von Flüchtlingen auf der Welt. Ich denke auch an viele, die ihr Leben noch in ihrer Heimat leben können, denen es aber gar nicht gut geht und die keine Hoffnung mehr haben, dass es eines Tages besser wird in ihrem Leben.

Ich will und kann sie nicht alle aufzählen. Jedem sind solche Menschen bekannt. Vielleicht sind wir selber so jemand.

Immerhin birgt der Satz „Alles wird gut“ Hoffnung in sich. Und die sollte man nicht aufgeben.

Deshalb hatte die Fernsehmoderatorin recht, als sie sagte: „Alles wird gut.“

Ein anderer Mann des Fernsehens, ein Wettermoderator, mit dem Dr.-Titel versehener Diplom Meteorologe, verabschiedet sich noch heute am Ende seiner Sendung immer mit den Worten: „... und machen Sie's gut!“

Das gibt einem zwar die Möglichkeit, es gut zu machen. Aber wie oft gehen die guten Vorsätze schief und es wird schlecht, was man macht!

Das hängt nicht nur an einem selbst, an der eigenen Unfähigkeit, es gut zu machen, sondern oft auch an anderen Menschen. Sie lassen es nicht zu, dass man es gut macht. Sie vermässeln einem die Sache. Und man steht da wie ein begossener Pudel.

Also „Alles wird gut“ enthält Hoffnung. „Machen Sie's gut“ enthält auch die Möglichkeit, dass die Sache, die man anpackt, gar nicht gut wird, sondern schlecht ausgeht.

Was möchte man?

Dass alles gut wird.

Daran zu arbeiten, lohnt sich ein Leben lang. Denn dann freut man sich nicht nur selbst, sondern erfreut auch andere.

Bequem

Wer möchte es nicht bequem haben?! Nur, was ist das?

Es gibt den Satz, mit dem man die Frage beantworten könnte: „Die einen sagen so, die andern sagen so.“

Der Satz trifft auch auf die Frage nach der Bequemlichkeit zu.

Ihre Definition ist offen. Und was man darunter versteht, ist wahrscheinlich so vielfältig und unterschiedlich, wie es die Menschen sind.

Ich jedenfalls meine mit „bequem“ das, was mir guttut, ohne dass es mich anstrengt. Weder geistig noch körperlich.

In diesem Sinne ist mir zum Beispiel mein Mittagsschlaf bequem. Oder das Lesen eines Buches, wenn ich mit seinem Inhalt einverstanden bin. Oder die Fahrt im Auto, wenn mir nicht so viele Autos entgegenkommen und ich kein anderes Auto überholen muss.

Wenn ich also „relaxen“ oder „chillen“ kann. Früher hätte ich gesagt: Wenn ich mich erholen kann. Das ist bequem.